

Das Japanische Haus

Er würde zu seinem Haus gehen. Den Weg hinab. Begrüßt von dem schwebenden Dach des Hauses. Die letzte Biegung, das Haus selbst. Die Pforte. Der kleine Vorplatz. Die Schuhe auf der Schwelle zurücklassen, gebückt hineinsteigen, die Kleidung wechseln. Die Türen des Hauptraumes aufziehen. Auf den Matten sitzen, den Tee bereiten: den in den Boden eingelassenen Holzkohleofen entzünden. Den Wasserkessel daraufstellen. Den Behälter für kaltes Wasser füllen. Die Schöpfkelle aus Bambus bereitlegen. Den Rührbesen. Die Teeschale. Alles wird an seinem Ort sein, wenn das Wasser im Kessel singt. Wenn er von dem Wasser aus dem Behälter nimmt. Den Becher spült. Mit einem im Gurt bereitliegenden Tuch den Becher auswischt. Das Teepulver hineingibt. Heißes Wasser aus dem singenden Kessel schöpft. Auf den Tee füllt. Den Tee mit dem Rührbesen schaumig schlägt. Ihn trinkt.

Das ist die Ordnung, so weit er sie weiß, er hält sie ein. Wofür es keine Notwendigkeit gibt. Aber es ist die Ordnung.

Er würde den Tee bereiten und trinken, nicht anders, als man eine Blume steckt oder einen Bogenschuss tut. Er trinkt weder, um sich zu beweisen, alles richtig gemacht, den Tee ordnungsgemäß zubereitet zu haben, was ja womöglich nicht einmal zutrifft, noch, um den Tee zu genießen. Sondern nur, um zu tun, was er tut. Nicht mehr.

Das meiste Tun geschieht um eines anderen willen. Man kauft Mehl, um daraus einen Teig zu rühren. Dieses unternimmt man, um Brot zu backen, nicht, weil es gut riecht, sondern um es zu essen. Man isst, um zu überleben. Kauft neues Mehl.

Sein Leben ist durchzogen von Handlungen, die er wie Holzkugeln auf eine Schnur gezogen hat, eine nach der anderen. Diese Schnur heißt: „Zweck“. Nahezu alles in seinem Leben Bewerkstelligte hat er um einer anderen Sache willen getan. Denn es gilt doch, etwas zu erreichen, hat er gemeint. Kann sich aber kaum erinnern, je etwas bewirkt zu haben, aus dem nicht neue Zwecke entsprungen wären, die ihn ihrerseits trieben, sie zu erreichen. Er ist ein von Absichten Gejagter gewesen. Der selbst auf Raubzug nach Bestimmungen war: nach Zielen, Trophäen, Beute. Manchmal gar nach Raub. Etwas zu erreichen hat aber nie das Abblasen dieser Jagd nach sich gezogen. Sondern deren erneute Fortführung, um weitere Bestimmungen und Ziele zu erhaschen. Gäbe es einen Teufel, dies wäre sein Kreis.

So würde es in seinem japanischen Haus nicht sein. Der Tee ist nicht die Richtigkeit der Reihenfolge, nicht Duft, nicht Genuss. Sondern – Tee. Ihn trinkt er um keines Gewinns willen. Nicht einmal wegen des Durstes. Zwar würde er den Geschmack des schaumig geschlagenen Getränks wahrnehmen, vielleicht nach blumigem Heu. Aber er würde ihn nicht angestrebt haben. Würde ihn nehmen als das, was er war, nicht mehr. Der Geschmack wird ihn auch nicht er-

freuen, weder weil er erwartet worden, noch weil er überraschend gekommen ist. Sondern er wird ihn schmecken. Mehr nicht. Wer aus dem Tee einen Ritus macht, hat ihn nicht verstanden. Wer ihn aber so trinkt, wie er in seinem japanischen Haus, vollzöge einen Ritus. Ohne es zu wollen oder zu wissen.

Wie der Tee nichts als Tee ist, so auch das japanische Haus selbst: Es ist weder Schutz noch Heimat. Kommt er, es zu bewohnen, ist es wertlos; man kann besser wohnen. Kommt er hingegen, dem Haus zu entsprechen, ihm sein Haussein zu lassen, ohne es zu würdigen, es ihm zu danken und vor allem, ohne beides auch nur zu wollen, behaust es ihn. Denn das ist sein Wesen. Nicht aber sein Zweck.

Nicht anders als mit dem Tee und dem Haus verhält es sich mit einer Rose. Sie blüht. Weder um zu gefallen. Noch um zu duften. Noch um sich fortzupflanzen. Sondern sie blüht, wie sie blüht. Ohne Grund. Ohne Zweck. Ohne Sinn. Selbst ohne eigenes Zutun. Ohne überhaupt etwas zu „tun“! Denn derartiges „Tun“ liegt nicht in ihrem Wesen, sondern ist hilflose Seins- und Geschehenssprache von Menschen, die von irrigen Voraussetzungen ausgeht. Und darum der Rose Gewalt antut. Die Rose blüht nicht, weil sie es nicht kann. Niemals würde sie ihr „Tun“ ein „Blühen“ nennen, weil sie als Rose ja nicht einmal ein Tun kennt. Und nichts benennt. Sie „blüht“ nur, weil ein Jemand ihrem Nichttun etwas zuschreibt, das dieser Jemand als „Blühen“ bezeichnet. Ohne auch nur zu ahnen, ob es ein solches ist. Ob es überhaupt

etwas ist. Besser wäre es, statt dessen nur leise zu hauchen: „... Rosenblühen ...“, mehr nicht. Im Grunde jedoch ermächtigt das Wahrnehmen solchen Blühens, ehe Verstand und Sprache darüber herfallen, bestenfalls zu einem staunend gehauchten „Oh!“ Aber letztlich ist vom wirklichen „Blühen“ einer Rose nur – zu schweigen.

Nicht anders als der Rose ergeht es ihm selbst, wenn „er“ nun auf seiner Matte sitzt und still in den dunkelnden Garten sieht: Denkt „er“ dabei an sich, ist ER es noch nicht, der so denkt. Denkt „er“ dabei nicht an sich, ist ER es noch immer nicht, der so nicht denkt. „Er“ wird erst zu ER, also zu sich selbst, wenn Denken und Nichtdenken schweigen. Wenn „er“ sich im Schauen verliert. Im Atmen. Im Trinken des Tees. Dann endlich ist ER selbst, ohne mehr „er“ zu sein. Ohne vom „er“ noch zu wissen. Ohne dass „er“ ihm mehr bewusst ist. Ist selbst-los. Nicht mehr „er“. Und darin endlich ER. „ER“ wird, wenn das „Er-Sein“ schwindet. Das „er“ erstirbt und das ER ersteht, Tod und Auferstehung. Sprachlich kann er es sich nun einmal nicht anders darlegen. „Er“ ist nur der Spiegel des Mondes im Wasser. ER dagegen „ist“ nicht. Höchstens „Rosenblühen“, nein, nur: „Oh!“ Aber auch vom „ER“ ist letztlich nur – zu schweigen.

Also würde nicht er, sondern ER nach der Ordnung seinen Tee trinken, ohne den Geschmack zu würdigen. Würde seinem Haus entsprechen, ohne von ihm zu wissen. Würde von der Rose schweigen.

Den Mond nicht aufgehen sehen. Dem Denken entkommen. Mehr würde nicht geschehen. Aber das war mehr, als „er“ je zustande gebracht hat. Denn es würde – nichts geschehen. Jedes Geschehen ist Bewegung, jede Bewegung ist Veränderung, jede Veränderung ist Schein, da es in Wahrheit nichts gibt, das sich verändert.

Irgendwann würde „ER“ in das „er“ zurückkehren: Das Seinshafte würde aus dem Nichtsnebel heraus wieder Gestalt annehmen. Der Schein steigt auf, die Götter räuspern sich, die Rose blüht. Er würde aufstehen, die Gerätschaften reinigen und ordnen. Die alte Kleidung im Vorraum überstreifen wie auch die Schuhe auf dem Trittstein. Über den Hof gehen, durch das Tor im Zaun, der Haus und Nichthaus voneinander scheidet. Den Weg entlang. An der Biegung sich wendend zur Verbeugung.

So geht er davon.